



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ludwig, Hermann: Ein elsässisches Oeuvre de réconfort.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein elsässisches Oeuvre de réconfort.

Von Hermann Ludwig.



er Protest gegen die Bestimmungen des Frankfurter Friedens, soweit sie das Reichsland betreffen, hat in den letzten anderthalb Jahrzehnten manche merkwürdige Frucht gezeitigt. Der Forscher wird einst nicht nur auf eigentlich politischem Gebiete, sondern auch auf dem der Wissenschaft, der Literatur und der Kunst einer beträchtlichen Menge mehr oder minder abenteuerlicher Erzeugnisse dieser Art begegnen, denn die Einheit des Gedankens bedient sich hier einer großen Mannichfaltigkeit der Form. In sehr bestechendem Gewande hat er neuerdings wieder literarisch-wissenschaftlichen Ausdruck gefunden.

Unter dem Titel: *Les propos de table de la vieille Alsace*, illustrés tout au long de dessins originaux des anciens maîtres alsaciens, oeuvre de réconfort ajustée à l'heure présente, traduite, annotée et enrichie de compositions nouvelles par Emile Reiber, Alsacien, maître ès arts en la bonne ville de Paris ist kürzlich bei Robert Engelmann in Paris ein zweiunddreißig Bogen in Quart starkes, mit zahlreichen Illustrationen und Verzierungen in Schwarz- und Buntdruck ausgestattetes, auf geschöpftem Papier hergestelltes Prachtwerk erschienen. Diese „Tischreden“ bestehen aus einer Auswahl von siebenzig Erzählungen aus Johann Paulis Schwanksammlung „Schimpf und Ernst“, die Herr Emile Reiber ins Französische übertragen hat. Für den Bilderschmuck und die Druckverzierungen des Buches fand er in den zwischen 1494 und 1530 in Straßburg erschienenen illustrierten Drucken einen ergiebigen Vorrat, den er dem Texte anpaßte und nach seiner Angabe durch mehr als 400 eigene Zeichnungen ergänzte. Er hat damit ein Werk geschaffen, welches in seiner äußeren Erscheinung auf allseitiges Interesse Anspruch machen darf, welches nach dieser Seite jeden Bücherliebhaber entzücken und jeder Bibliothek zur Zierde gereichen wird, „ein typographisches Denkmal“, das — wohlbemerkt nur als solches — nach des Herausgebers eignen Worten „in jeder Beziehung des edeln Landes würdig ist, welches die merkwürdigen Erzählungen Paulis entstehen sah.“

Seine „Tischreden“ hat nun Herr Reiber zum Kern eines, wie der Titel des Buches sagt, „dem Bedürfnis der Gegenwart angepaßten Trostes- und Erhebungswerkes“ gemacht, das sein Gepräge als solches im eigentlichen Sinne erst durch einen unter dem Schlagworte *Révendications* zusammengefaßten Anhang erhält, von dessen kühnen Behauptungen man trotz der wissenschaftlich sein sollenden Einkleidung allerdings mitunter nicht recht weiß, ob sie wirklich ernst

gemeint seien. „Sollte diese Sammlung — erklärt der Verfasser im Vorwort — auch nur das Ergebnis haben, den elsässischen Leser in seinem patriotischen Glauben zu bestärken und ab und zu dem französischen Leser ins Gedächtnis zurückzurufen, daß jenseits der blauen Vogesengipfel wie diesseits eine befreundete Bevölkerung lebt, welche unter einem unverdienten Unglücke leidet, so würde sich der Übersetzer schon reichlich für seine Mühen belohnt fühlen.“ Er hat, allerdings unbeabsichtigt und vorzugsweise bei den voisins d'outre Rhin, noch mehr erreicht: er hat mit seiner Arbeit wieder einmal einen schlagenden Beweis der wissenschaftlichen oder unwissenschaftlichen Verblendung und Leichtfertigkeit geliefert, mit welchen die vom Protestgeiste geleitete sogenannte Forschung alle das Reichsland betreffenden Fragen zu behandeln pflegt.

Wenn auch das Buch vom wissenschaftlichen Standpunkte keinen Anspruch auf ernste Beachtung erheben kann, so dürfte doch eine flüchtige Beleuchtung seiner mehr als gewagten Beweisführung an dieser Stelle gerechtfertigt erscheinen, da sie typisch ist für eine ganze Gattung über den Wasgau kommender Literatur, und dem denkenden Leser leicht auf Grund und Ursache der elsässischen Tagesereignisse vielseitige Schlüsse gestattet.

Besser als alle ethnologischen, philologischen und andern gelehrten Abhandlungen werden, Herrn Reibers Anschauung nach, die Erzählungen Paulis, die in der Schreibweise und Form einen lebendigen Ausdruck der Sitten eines bewegten Zeitabschnittes bilden, dem Leser beweisen, daß das tüchtige, von Natur so offenherzige, muntere, lebensfrohe, zum Spott geneigte elsässische Volk ganz augenscheinlich aus der großen gallischen Familie herstammt, und — „die Ereignisse haben seine Anhänglichkeit an die überkommenen Gewohnheiten und Jahrhunderte alten Neigungen bewiesen.“ Paulis „Schimpf und Ernst“ glaubt der Übersetzer „der Vergessenheit von 365 Jahren entzogen und aus dem Staube der Bibliotheken wieder ins Leben gerufen zu haben.“ Die vortrefflichen wissenschaftlichen wie die mehrfachen allgemein verständlichen Ausgaben der Schwanksammlung bis in die neueste Zeit liegen außerhalb seines Gesichtskreises. Er unterrichtet seine Leser über den großen Beifall, der dem zum erstenmale 1522 bei Joh. Orieninger in Straßburg (mit Bildern) gedruckten lustigen Büchlein gleich bei seinem Erscheinen de l'autre côté du Rhin zu Teil wurde und der bekanntlich zur Folge hatte, daß im Jahre 1544 in Frankfurt a. M. Michael Beuthers hochdeutsche Übertragung des Reineke Vos — nach Reiber „die erste Ausgabe dieses deutschen Volksromans“ — als angeblich zweiter Teil von „Schimpf und Ernst“ veröffentlicht wurde. „Ich gestehe — versichert Herr Reiber —, daß sich meine patriotische Fieber angenehm berührt fühlte, als ich fand, wie das erste Lallen der damals noch in der Wiege liegenden deutschen Literatur durch unsere ehrenvolle elsässische Fahne gedeckt wurde.“ Ein Glück, daß Herr Reiber nicht gefunden hat — was de l'autre côté du Rhin in der Schule gelehrt wird —, daß der Stoff dieses „deutschen Volksromans“ bereits dreiunddreiviertel

Jahrhunderte früher von einem Elsässer auf Grund einer französischen Dichtung behandelt worden war!

Eingehender verbreitet sich Herr Reiber über Sprache und Literatur im Elsaß in den schon erwähnten „Zurückforderungen,“ welche nach seiner Erklärung dahin abzielen, „dem alten Frankreich eine beträchtliche Anzahl von Rechten zurückzuerstatten, die man sich bisher jenseits des Rheins allzu reichlich angeeignet“ habe.

Daß der Elsässer eine Sprache für sich hat, erfährt man schon im Vorwort: „Wenn er spricht, verstehen ihn die Deutschen garnicht. »Mer bliwe bim Alte«, sagt er in seiner bezeichnenden Redeweise, und allem eigennütigen Wortschwall unsrer rechtsrheinischen Nachbarn gegenüber begnügt er sich, die topische Stelle aus dem alten Geographen anzuführen: *Rhenus fluvius, qui Gallos dividit a Germanis!*“ Wie diese uralte Sprache der Elsässer entstand, legt Herr Reiber im Anhang seines Buches folgendermaßen dar: „Aus einer Art natürlicher Wahl hatten sich im oberen Teile des Rheinthaales arbeitsame und friedliebende Stämme zusammengethan und zu starker Vereinigung gegen die Angriffe von außen verbunden. Das Volk der Helvetier, mochte es gallischen oder germanischen Stammes sein, diente diesem Bunde zum Mittelpunkt. Lange vor den großen Völkereinfällen des fünften Jahrhunderts bewohnte daselbe die Alpen und deren Ausläufer. Als ein um seine Ungeständigkeit sehr besorgtes Hirtenvolk mußte es sich tapfer gegen alle Angriffe, die sie bedrohten, zu verteidigen. Natürlich mußte sich daher die ursprüngliche Sprache des germanischen Zweiges hier erhalten und herrschend werden, während sich dieselbe durch das Ab- und Zufließen der Völkerwanderung und andre Ursachen in den verschiedenen Teilen des großen Germaniens nach und nach, und sehr wesentlich, veränderte. Hieraus erklärt sich, warum die elsässische Mundart, welche eine feststehend gebliebene Sprache ist, für die zeitgenössischen Deutschen durchaus unverständlich wurde. Es sei hier zugleich bemerkt, daß das heutige Deutsch nichts ist als die mündliche Entwicklung des Hochdeutsch oder vielmehr Hofdeutsch, welches im sechzehnten Jahrhundert die in allen Teilen des Reiches übliche amtliche Sprache war. Beispiele werden beweisen, wie sehr diese diplomatische Schriftsprache von der mündlichen abwich. So lautete u. a. die durch den Bürokratismus der Kanzleien des Heiligen Reiches im Elsaß eingeführte amtliche Schreibweise *Molsheim, Schiltigheim* u. s. w., während diese Orte im Volksmunde *Molsa, Schilka* u. s. w. heißen.“ Welch wertvolle Aufschlüsse wären dementsprechend zu erwarten, wenn Herr Reiber als Verfasser neuer „Briefe eines in Deutschland reisenden Franzosen“ — *ajustées à l'heure présente* — etwa zufällig nach *Stuckert, Dievinge* u. s. w. käme!

Herr Reiber läßt es sich bei seinen weitem gelehrten Untersuchungen nicht an einem kurzen Hinweis auf die keltischen und gallischen, gallisch-römischen und germanischen Sprachwurzeln der „uralten elsässischen Sprache“ genügen;

er findet vielmehr, daß die im Elsässischen hervortretende Neigung zu Anhäufung von einsilbigen Wörtern an die Redeweise gewisser orientalischer Sprachen erinnert. Zum Beleg hierfür dient ihm die bekannte Anekdote, nach welcher während des chinesischen Feldzuges von 1860 zwei Elsässer eines Morgens durch das Zwiegespräch: „Schang, schint d'Sonn schon? — Ja, Jung, d'Sonn schint schon!“ — „die Aufmerksamkeit des künftigen Marschalls von Palikao erregten, welcher seinem Generalstab gegenüber seiner Verwunderung Ausdruck gab, daß die erst zwei Tage zuvor ausgeschifften Elsässer schon chinesisch sprächen, als wenn sie es von Kindheit auf gethan hätten.“

Wie hinsichtlich der Sprache, so erklärt Herr Reiber auch, was die Literatur des Elsasses betrifft, seine hier nicht minder eigenartigen Anschauungen aus der fernen Vergangenheit. Er giebt u. a. kurze biographische Nachrichten über Brant, Geiler, Pauli, welche alle im dialecte vulgaire ihres Vaterlandes schrieben, und kommt zu dem „hervorragend philosophischen Schlusse,“ daß, „da unser geistiges Wesen in seiner Gesamtheit nur ein Ergebnis der uns vorangegangenen Geister ist, es zur Erklärung unsers gegenwärtigen Empfindens unerlässlich sei, in Jahrhunderte zurückzugehen, welche uns klar die Folgerichtigkeit unsers (d. i. des elsässischen) Ursprungs in unleugbarer Einheit darthun.“ Dementsprechend tritt nach seiner Überzeugung auch in den Werken eines Murner, Wickram, Frey, Montanus „der gallische Geist mehr und mehr hervor; in der deutschen Nibelais-Übersetzung Fischarts offenbart er sich auf jeder Zeile.“ Hiermit nicht zufrieden, erstreckt Herr Reiber seine „Zurückforderungen“ sogar auf die Schreibweise der Namen seiner Landsleute. „Der Name Brant, sagt er, gab in dieser Hinsicht zu verschiedenen ziemlich merkwürdigen Bestrebungen Anlaß. Einerseits unternahm der Gallier Fischart (le gaulois Fischart) zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts den Versuch der Französisirung (francisation) desselben, indem er vorschlug, Brandus zu schreiben, wie er sich selbst Richardus schrieb. Andererseits wollten gewisse deutsche Schriftsteller den Namen germanisieren, indem sie, unter dem Vorwande des Hochdeutschen, ihn heute Brand schreiben möchten. Diesen Herren diene zur Nachricht, daß ihre Bemühungen unter uns keinerlei Erfolg haben werden. Mögen sie das Vorwort zum Virgilius lesen, in welchem der Meister wörtlich schreibt: Jubet hoc tibi nomine Brantvs dicere — und ihren Brand für sich behalten!“

Einen weitern bezeichnenden Beleg für die Beweisführung des Herrn Reiber liefert die Art und Weise, wie er von dem zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts durch Jakob Wimpfeling mit der Schrift Cis Rhenum Germania unternommenen Versuche spricht, den Straßburger Magistrat zur Errichtung eines Gymnasiums zu veranlassen, welches eine Zwischenstufe zwischen den lateinischen Schulen und der Universität bilden sollte; eine Bestrebung, deren Verwirklichung sowohl an der Besorgnis des Magistrats, den Kirchen- und Klosterschulen der Stadt dadurch zu nahe zu treten, wie an dem Kostenpunkte scheiterte. Herr Reiber ver-

wechselt nämlich dabei den bekannten von Erasmus gepriesenen Humanistenkreis mit — dem erwähnten Gymnasium und schreibt über „diesen Vorfall, welcher beweist, wie lebenskräftig im Elsaß die Auflehnung der Geister gegen die deutsche Verwaltung geblieben war: Als Wimpfeling im Jahre 1501 in Straßburg die Bildung eines durch Gemeinsamkeit der Sprache verbundenen Gelehrtenkreises unter dem Namen Germania vorschlug, übernahm Murner, auf diese dem Lateinischen entlehnte Bezeichnung fußend, die Verteidigung der lateinischen Sprache und Universität, indem er das Unpassende darthat, in einer auf ihren gallischen Ursprung so stolzen Stadt eine andre Sprache anzupreisen. Seine unter dem Namen Nova Germania erschienene Schrift, in welcher er diese Behauptung erhärtete, muß merkwürdig beweiskräftige Gründe beigebracht haben, da sie nicht nur vom Kaiser verboten und mit Beschlagnahme belegt, sondern mit solcher Sorgfalt zerstört wurde, daß es bis heute unmöglich gewesen ist, einen Abdruck derselben aufzufinden. Man muß dies bedauern, da dieser Streit über die wirklichen Grenzen Frankreichs und Deutschlands heute von zeitgemäßem Interesse sein würde.“ Herr Reiber hätte sein Bedauern sparen und seine patriotische Wißbegierde vollauf befriedigen können, wenn ihm bekannt gewesen wäre, daß sein Landsmann Karl Schmidt Murners Germania nova zusammen mit Wimpfeling's Germania (Genf 1875) wieder hat abdrucken lassen. In helle Freude aber würde sich sein Unmut verwandelt haben, wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte, daß schon zu Ende des ersten Drittels des sechzehnten Jahrhunderts eine von der Schulbehörde unterstützte französische Schule in Straßburg bestand, allerdings nicht für die Jugend der „auf ihren gallischen Ursprung so stolzen“ Stadt, sondern für die Kinder der der religiösen Verfolgungen wegen dahin geflüchteten und aufgenommenen Franzosen. Ähnliche „seine patriotische Fieber angenehm berührende“ Thatsachen würde Herr Reiber noch mehr haben „entdecken“ können, wenn er sich vor Abfassung seines Oeuvre de réconfort etwas sorgfältiger in der Geschichte seines engern Vaterlandes umgesehen hätte.

Die Ursache, weshalb trotz alles „gallischen Ursprungs“ des Landes die französische Sprache nach der Vereinigung desselben mit Frankreich nicht die herrschende wurde und das Elsaß in dieser Beziehung „um 150 Jahre zurückblieb,“ erblickt Herr Reiber in dem Umstande, daß der Unterricht, was die Collèges und die Lycées anlangt, ausschließlich in die Hände der Jesuiten gegeben und dadurch unklugerweise die französische Einwirkung auf die protestantischen Familien lahmgelegt wurde, welche „sich gezwungen sahen, zu lokalen Hilfsquellen wie dem Straßburger protestantischen Gymnasium (in welchem noch in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts der Unterricht deutsch erteilt wurde) ihre Zuflucht zu nehmen.“ Doch muß es selbst nach Aufhebung des Jesuitenordens um den esprit gaulois im Elsaß noch recht fragwürdig ausgesehen haben. Bringt doch — um aus der Fülle nur einen besonders anmutigen Beleg herauszugreifen — der von d'Aquin de Chateau-Lyon heraus-

gegebene Pariser Almanach littéraire für das Jahr 1785, den Herr Meiber vielleicht in seiner kostbaren Sammlung alter Bücher besitzt, um sich durch den Augenschein davon überzeugen zu können, eine von dem Grafen de Rosières verfaßte Epître à M^{me} de G***, sur son prochain départ de Metz pour Phalzburg, in welcher es heißt:

Que ferez vous dans une ville
Où d'assez tristes Allemands
Viendront avec un air stérile
Vous bégayer des compliments?
Ce sont tous de très bonnes gens;
Mais je crois que leur bonhomme
N'est pas fertile en agréments
Dans notre bonne compagnie;
Ainsi, Messieurs les Allemands,
Pour qu'on passe avec vous sa vie
Francisez un peu, je vous prie,
Vos germaniques sentiments.

Auch der bildenden Kunst ist ein Teil der Révendications gewidmet. Herr Meiber weist nämlich „mit der größten Unparteilichkeit und ausschließlich auf Grund der neuesten Arbeiten deutscher Kunstschriftsteller nach, daß die alte elsässische Malerschule keineswegs aus den deutschen Schulen, sondern unmittelbar aus der burgundisch-flämischen hervorgegangen ist.“ Zu diesem Zweck wird die Entwicklung der Malerei und im Anschluß die der typographischen Kunst im Elsaß (mit Beigabe der Signete der Straßburger Drucker) beleuchtet, bei welcher Gelegenheit man — um aus diesem Teile nur ein Beispiel anzuführen — u. a. erfährt, „daß der von den deutschen Gelehrten gepriesene schwäbische Ursprung Hans Grieningers durch nichts bestätigt, daß seine Heimat vielmehr in Holland (Gröningen) zu suchen“ sei.

Rhenus fluvius, qui Gallos dividit a Germanis! liest man nochmals auf der Rückseite des Umschlages dieses Oeuvre de réconfort, ein Satz, der dem von Dionysius Periegetes vor nahezu zweitausend Jahren in griechischen Hexametern abgefaßten geographischen Lehrgedicht entnommen ist. Der „Protest“ hat damit einen „klassischen“ Wahlspruch zu finden gewußt, dessen Wert und Gewicht mit seinem Geiste und seiner Beweisführung in vollem Einklange stehen.

